



221

Innenhof.

Die Seele und der Tod.

Von Karl König.

Aus „Deutsche Welt“, Wochenschrift der deutschen Zeitung, Nr. 35, 37, 40.
Berlin 1912.

II.

(Fortsetzung).

Ein Lebenswille, der nicht auf das einzelne geht und nicht von heute auf morgen lebt, sondern seiner selbst in der Tiefe inne wird und das Leben in seiner Ganzheit umspannt, braucht, um gespannt zu bleiben, einen Sinn und Wert des Lebens selber. Er fordert, daß mit seinem Schaffen etwas gefruchtet werde. Es ist

ihm unerträglich, daß er mit all seinen Mühen und edelsten Zielsetzungen nur seiner Selbstvernichtung dienen soll. Das „Nein“ ist nie das Ziel des Willens. Jeder wirkliche Wille geht auf ein schöpferisches „Ja“ hinaus. Nicht Weltentod erlöst den Willen. Nur in sich steigenden Weltgeburten findet der Wille seine positive Seligkeit. Wir lehnen den Pessimismus, den Todesglauben ab, weil wir vom „Nein“ nicht leben und unter dem negativen Ziel nicht Schaffen können. Am Nein erstirbt der Wille.

Nun bedeutet aber der Lebensprozeß auf dieser Erdkugel, sieht man ihn von außen an, tatsächlich nichts als ein radikales „Nein“. Er lebt und stirbt mit der Erde selbst — nein, nicht mit der Erde selbst, sondern mit der Form der Erde. Denn die Erde als Materie bleibt, auch wenn sie in die Sonne sinkt. Kein Atom von ihr geht verloren. Es kann kein Sandkorn und kein Etwas in das Nichts hüpfen. Nur jenes Rätsel aller Rätsel, das als „Leben“ sich mit Schöpferkraft auf die materielle Welt stürzt und aus ihr Gras, Blumen, Tiere und uns selber baut, das als „Geist“ aus unseren Augen blüht und aus jeder Kreatur uns wieder grüßt, das alle Wunder hier vollbringt und unter unendlichen Wonnen und Wehen vom Einzeller über den Höhlenmenschen bis zu Jesus, Goethe, Kant und Bismark aufgestiegen ist, das selbst mit diesen Großen sich selber noch keinen Frieden gibt und in jenen Größten so wenig mit sich selbst zufrieden war, daß es gerade in ihren Seelen die Ewigkeit forderte, wie eine Selbstverständlichkeit — dies große Geheimnis der Welt, das mein eigenstes Geheimnis und meines Daseins Glanz und Würde ist, das zerfließt in — nichts! Aber jedes Stoffteilchen bleibt und tanzt im ewigen Rhythmus weiter. —

Es ist eine wunderliche Sache! Der Glaube an die Ewigkeit des Atoms leuchtet dem dümmsten Geiste ein, aber an die Ewigkeit ihrer selbst zu glauben, macht selbst erlauchten Geistern die größte Mühe und Sorge, und immer steht ein skeptisches Lächeln irgendwo.

2.

Nun läßt sich aber von keinem ernstern Geiste das Suchen nach einem endgültigen Sinn unseres Lebens und Schaffens unterdrücken. Und wer mit allerhand „Vorläufigkeiten“ nicht zu trösten ist, muß einfach zugeben, daß auf der äußersten Linie der Entwicklung kein Sinn zu finden ist; einfach, weil sie zu Ende, und weil auch das Leben mit ihr zu Ende geht. Und dann ist alles Geistige, was hienieden war, von außen gesehen, als wäre es nie gewesen.

Will man dennoch einen Sinn des Lebens, weil man ihn braucht, und weil es Unsinn ist, im Einzelfall von Minute zu Minute an eine Sinnbewegung unseres Handelns zu glauben, vom Ganzen des Geschehens aber die Sinnlosigkeit anzunehmen, so muß man diesen Sinn auf der Innenlinie suchen und zu finden wissen. Steht am Ende der Außenlinie ein unerbittliches „Nein“, so

kann das „Ja“ der Schöpfung nur auf der Innenlinie, d. h. in uns selber gefunden werden. Eine Selbstverständlichkeit für den, dem alles Aeußere nur das Mittel des Geistes ist und geworden ist.

Alles Aeußere, was es auch sei, ist Mittel und nichts als Mittel für den Geist. Weil es nichts anderes sein soll, deshalb zerstört die Schöpfung auch alles und jedes Menschenwerk. Was Rembrandt schuf und Praxiteles leistete, was Zwerge oder Giganten auch gebären mögen, unerbittlich fordert die Erde es wieder. Es handelt sich der Schöpfung nicht um die Mittel, sondern um den Geist, nicht um das Werk, sondern um den Wirkenden; sie will den Goethe haben und nicht den „Faust“, den Luther und nicht seine Schriften. Und wenn sie den „Faust“ haben will und die „Freiheit eines Christenmenschen“, so will sie all diese Werke nur als die Mittel, um neue und vertieftere Geistigkeit in tausend Geistern zu erwecken. Die Schöpfung ist keine Bibliothek und kein Museum, sondern ein werdendes Geisterreich. Und eben deshalb schickt sie den Wurm in alle Bibliotheken und den Todesfraß in alle Museen, und zuletzt verschlingt sie die Erde selbst, auf daß es offenbar werde, daß ihre Ziele im Inneren und Unsichtbaren liegen und nicht im Sichtbaren und Aeußeren.

Das Aeußere ist das Mittel, der Geist aber ist der Zweck, und die Mutter Erde hat nur den einen Zweck, daß Geister von ihr entbunden werden.

3.

Indessen hier ist der Punkt, wo gerade die Schaffenden Geister unserem Geist in den Arm fallen und sagen werden: Diese völlige Entwertung des Aeußeren um des Inneren, des Werkes um des Wirkenden, der Mittel um der Geister willen, ist ja tödlich für alle wahre, volle Schaffensfreude. Wer nicht sein Werk, sondern nur sich selber will, kommt nie zu wahren Wirken.

Ob das richtig ist? Uns scheint, man kann den letzten Satz umkehren und hat dann auch eine Wahrheit in der Hand: Wer nur sein Werk will und nicht sich selber, kommt nie zu wahren Wirken! Denn alles gesunde, edle, reine Wirken besteht ja eben darin, daß es nichts als gewissenhaftester Ausdruck meiner Innenwelt, Formbewegung meiner Innenwelt am Material der Außenwelt ist oder doch zu sein bemüht ist. Ich muß mich selber wollen in meinem Werke, nichts als mich selber, darf um meiner selbst und meines Werkes willen keinen außerhalb meines Werkes liegenden Gedanken an Ruhm, Ehre, Lohn einfließen lassen, solange ich bei der Arbeit und im Wirken bin. Ich muß mich ganz verlieren an mein Werk, mich ganz und gar vergessen. Dies aber nicht deshalb, daß ich nun ausgeschaltet wäre, sondern daß ich vielmehr ganz und gar in meiner Sache bin und lebe, sie ganz in mir lebt, und Stoff und Geist sich vermählen zur Einheit. Dann und nur dann erfüllt sich mitten in meinem Wirken das Jesusswort an mir: „Wer sein Leben verliert, der wird es finden“. Je

sachlicher ich arbeite, um so persönlicher werde ich selbst. Und der Sinn aller meiner Arbeit liegt eben darin, daß ich das werde, daß ich mich finde, daß ich mich selber gestalte.

4.

Indessen wäre es denn nicht einfacher, ich ließe die Außenwelt und alles Außenwerk auf sich beruhen und zöge mich auf mich selbst zurück? Dreht es sich nur um die Innenwelt als den einzigen Zweck und Sinn und Wert des Lebens, wozu denn diese ewige Reibung mit der Außenwelt? Mag sie doch laufen, wie sie will, wenn nur mein Inwendiges reich und sauber ist!

Mit anderen Worten: Fällt denn durch unsere ausschließliche Betonung des Innenwertes nicht ein so übermächtiger Akzent auf das innere Schaffen und die Selbstgestaltung, daß dadurch alles äußere Schaffen und alle Weltgestaltung notwendig geschädigt, entwertet und lahmgelegt werden muß? Sind denn die Klöster und Einsiedlerzellen nicht hinreichende Warnungstafeln vor diesem Wege?

Gewiß, das sind sie! Aber zunächst sind wir versucht, zu sagen, daß diesem unserem hastenden, jagenden, von Arbeit zu Genuß und von Genuß zur Arbeit weitergepeitschten Geschlecht ein wenig Möncherei und Einsiedelei in der Form stiller Einkehr in sich selbst sicher kein Schaden wäre. Man soll nicht nur arbeiten, sondern auch Zeit gewinnen, zu bedenken, wo der Sinn, Wert und Gehalt der Arbeit letzten Endes ruht. Sagen wir aber, der ruht und kann zuletzt nur in uns selber ruhen, so sprechen wir damit keineswegs gegen, sondern für die Arbeit und ihre Notwendigkeit.

Wo wurzelte denn Luther, und wo Goethe? Beide in jenen Tiefen des Seins, in der raum- und zeitlosen Ewigkeit, als deren Söhne sie sich fühlten. Und doch riefen sie den Menschen aus Einsiedelei und Tändelei mit schönen, frommen Gefühlen hart heraus und hinein ins Arbeiten, Kämpfen, Leiden und Ueberwinden. Goethe sagt zu Eckermann: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag“.

Das Wesen des Geistes selber ist ihm also „Tätigkeit“ und nicht passives Stillesein. Und in der Tat ist Geist niemals in völliger Windstille zu denken. Er ist immer in sich bewegt, er will immer auf Fülle hinaus und nicht auf Leere, Tod und Nichts. Er will — ja, was ist sein tiefstes Wollen? Wir glauben doch, er selber ist der Inhalt seines tiefsten Wollens! Er will sich selber verwirklichen, seiner habhaft und gewiß werden. Und er kann es nur werden — durch die Tat!

Wirke, nur in seinen Werken

Kann der Mensch sich selbst bemerken!

5.

Es gibt keinen Weg des Geistes zu sich selber an der Arbeit vorbei, es gibt nur einen durch die Arbeit hindurch. Nur an der Umwelt kann die Innenwelt sich formen, nur an der Materie der Geist sich selber gegenüberkommen und aus der Idee heraus und zur Wirklichkeit und Selbstsicherheit hingelangen. Und deshalb gebar der göttliche Geist in Wehen und Nöten die Materie, und deshalb gebären wir uns selber als Geister, Charaktere und Persönlichkeiten im Kampf mit dem widerstrebenden Material der Außenwelt. Und sobald wir nur den Versuch machen, hier auszuweichen und uns auf uns selbst zurückzuziehen, so weicht schon die frohe, starke Selbstgewißheit dem Selbstbetrüge, der ruhige, sachliche Ernst der Tändelei, die Selbstkritik der Selbstvergötterung. An die Stelle der wirklichen Tugend, des wirklichen Taugens, des aus der Probe hervorgegangenen Bewußtseins der Kraft tritt ein erdachtes, gemachtes, niemals seiner selbst gewisses Scheinleben. Weich und verträumt, verschwommen und ohne klare Züge, leicht in Fäulnis und verzehrende Sehnsucht sinkend. Immer auf das eigene Selbst bedacht, aber es pflegend und hegend und verpäppelnd, wie eine törichte Mutter ihr Kind. Dann kommt der Sturmwind und weht es über den Haufen.

6.

Das Selbst soll wachsen, es dreht sich alles um die Seele, aber sie kann nicht an der Arbeit, dem Schicksal und Weltwiderspruch vorbei, sie muß durch das alles hindurchwachsen. Arbeiten, ringen, überwinden! Ohne Geburtswehen wird keine seelische Selbstgewißheit geboren. Ohne den Widerspruch der Materie kann der Geist nie zu sich selbst kommen.

Je mehr aber der Geist auf diesem Wege zu sich selbst gelangt, um so mehr verlangt er auch danach, daß in seinem Selbst ein Wesenhaftes sich gestalte; ein Sein, wofür es sich lohnt, zu wirken; kein Schein, der verfliegt, sobald der kleine Herzmuskel ausgeschlagen hat.

Froh seines Wirkens wird unser Geist erst dann, wenn er einen letzten Sinn und Wert seines Wirkens gefunden hat. Er kann diesen Sinn nur finden in dem Wachstum seiner selbst, das die schönste Frucht alles redlichen und tapferen Wirkens ist. Aber dieses beglückende Wachstum in der Innenwelt hat selber nur dann einen vollen Sinn, wenn es als charakterisierter, aus dem Allgemeingeist herausgearbeiteter Geist dem Tode überlegen ist und weiterwirkt in Ewigkeit.

Alles Werk kann fallen und muß fallen, weil es stets nur Station und Durchgangspunkt des Wirkenden auf dem Wege zu sich selber ist. Aber der Wirkende muß bleiben, und der Weg muß bleiben; es bleibt der Geist, und es bleibt die Materie, die des Geistes Mittel und Weg ist.

Ist das nun wirklich eine Geringswertung der Arbeit? Wir glauben, nein! und wissen genau, was die Arbeit für uns bedeutet. Es ist eine geheimnisvolle Güte, die uns nur durch Arbeit zu uns selber und zur Befriedigung gelangen läßt; sie jagt uns aus allem unfruchtbaren Grübeln auf; sie scheucht uns immer wie von uns selber weg und ruft uns aus allem Wirrsal der Gedanken in die Helligkeit der Arbeit und in den täglichen Sinn der Pflichtverwicklungen und Aufgaben. Es gibt kaum etwas Irdisches, das unserer Seele so gut aus allen Verstimmtheiten heraushilft wie mit redlichem Schaffen wohlausgefüllte Tage. Auch glaubt man wohl nie leichter an einen verborgenen Sinn im Ganzen des Geschehens, als wenn man Tag um Tag sein Leben mit Sinn und Zweck durch ernste Arbeit füllt.

Aber freilich, wer wüßte nicht, wie auch mitten in der Arbeit das Gefühl der Sinnlosigkeit und Vergänglichkeit uns doppelt weh überfallen und alles Schaffen in Nacht und Nebel tauchen kann? Es braucht ja nur der Erfolg einem auszubleiben und wieder und wieder an einem vorbeizugehen, es brauchen nur die mit der Arbeit verbundenen Hoffnungen fehlzuschlagen, dann sinken einem die Arme schlaff hernieder, und bleierne Fragen lasten grau und schwer auf unserer Seele. Ach Gott, was soll das alles? Da müht man sich und quält man sich und hält sich wohl gar für unersetzlich, und über ein kleines Weilchen, da führt ein anderer die Feder, ein anderer den Hobel, ein anderer das Regierungsrad — am Ende ist alles nur eine ewige Wiederkehr, rundum, rundum und weiter nichts!

Gerade aber, wenn das Leben so in einem auf den Gefrierpunkt, den Nullpunkt sinken will, bäumt sich mit tödlicher Sicherheit ein seltsames Etwas weh und heiß im Herzen auf. Das Leben selber ist es, der Hunger nach Sinn und Licht und Ewigkeit. Die Seele bäumt sich auf wider das Nichts. Das unzerstörbare Sinn- und Lebensgefühl in uns kann keinen Bund mit dem Nichts und der Sinnlosigkeit schließen. Das mag der kalte, der vom Leben abgeirrte Gedanke tun, — und wie oft irrt der Gedanke vom Leben selber ab! — die Seele aber kann sich selber und das Leben und das All gar nicht begreifen, wenn all ihr Wirken, Mühen, Ringen und gerade das Mühen, Ringen, Streben, das nicht geistige Selbstverzettlung ist und noch viel weniger einem sich selbst aufhebenden Sinnengenusse gilt, sondern seelische Zusammenfassung und Kristallisation zum Charakter bedeutet, im Schlund des Todes und des Nichts sein sinnloses Ende haben soll.

Gerade in der Arbeit, der ernstesten, pflichtmäßigen, steckt ja viel mehr als äußere Arbeitsleistung. Lebendige Seele, arbeitende, sich selbst bildende, in Selbstzucht, Pflicht und Liebe sich übende Seele ist ihr innerstes Wesen. Und je mehr sich eine Seele inmitten ihrer Arbeit über sich selbst bewußt wird, um so mehr beginnt naturgemäß in ihr ein Sehnen, das über die tägliche kleine Arbeit hinaus und auf ein großes Reich der Zwecke, über die

Schnell verfliegende Erdenzeit hinaus auf ein Reich des ewigen Wirkens geht.

8.

Und nun fragen wir, wenn nicht einmal die Arbeit die Sehnsucht eines Menschenherzens wirklich stillen kann, was soll es dann hinieden tun? Gewiß, die Erde bietet uns viel Schönes, Liebes, Herzerquickendes, und wir wären die letzten, die nicht mit dankbaren Händen all dies empfangen. Aber geht nicht trotz allem und allem ein Heimweh durch die Tiefen unserer Seele? Wandelt bei allen großen und reinen Freuden, die uns das Leben schenkt, nicht dennoch etwas wie ein Schatten neben uns her? Mischt sich's nicht wie ein leiser Ruf aus weiter Ferne, und wie ein zitternder Volkslied in unsere Freudenlieder? Hört auf das deutsche Klagelaut in unsere Freudenlieder? Hört auf das deutsche Volkslied hin! Was heute blüht, ist morgen verwelkt! Was heute jubelt, ist morgen tot! Schattenhaft wandelt neben uns die Vergänglichkeit. Immer wieder fühlen wir plötzlich ihren Händedruck.

Aber warum erschauern wir darunter? Was fröstelt es uns plötzlich mitten im Sonnenschein! Dies ist es: die Menschenseele kann es nicht fassen, daß das Lied von den fallenden Blättern und welkenden Rosen und erlöschenden Lichtern das Lied ihres eigenen Wesens sei. Mitten im Wechsel hungert sie nach einem Bleibenden, mitten im Vergänglichen nach ihrer eigenen Unvergänglichkeit!

Und nun schließen wir für diesmal und sagen: Wer dieses Sehnen kennt — und wer kennt es nicht? — der vertraue sich ihm stark und zuversichtlich an. Es ist unserer Natur gemäß, und wir sollen die tiefsten Triebe unseres Wesens nicht vergewaltigen. Es tue jeder tapfer und treu seine Pflicht, die der Tag ihm reicht, aber er habe auch den Mut, dem innersten Ruf zu folgen, der ihn zu ewigen Fernen ruft. Man sei dankbar in der Freude und ein Held im Leide, aber man fühle auch, daß ein ewiger Sinn sich an uns auswirken und uns selber auf die Ewigkeit hinführen will.

Es ist unnatur, sich diesem Zuge unserer Seele entziehen zu wollen. Nicht umsonst ist der Bogen unseres Lebens gespannt zwischen den unergründlichen Rätselfen der Geburt und des Grabes. Verzweiflung und Resignation entspannen den Bogen. Der Glaube aber spannt ihn bis zum letzten Moment, und greißt der Tod nach unserm Herzen, so fliegt des Bogens letzter Pfeil ins Land der Ewigkeit. „Der Mensch — wir sagen es noch einmal mit Goethe — soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen.“

(Fortsetzung folgt).